

Abschnitt wird die besonders ausgeprägte symbolische Aggressionsbereitschaft der in den Streitkräften beschäftigten Frauen beschrieben. Die symbolische, selten auch aktive Partizipation an Gewalt schien ihnen ein effektives Mittel zu sein, überkommene Rollenzuschreibungen aufzubrechen.

Die Liste der möglichen kritischen Anfragen und Hinweise auf Desiderate dieser Studie ist lang. In empirischer Hinsicht sei nur der völlige Verzicht auf jeden Versuch hervorgehoben, den herangezogenen Korpus an Selbstzeugnissen in seiner Gestalt zu beschreiben und auch nur einige Kriterien für dessen Repräsentativität zu formulieren. Dies ist ein angesichts der Kriegsteilnahme von Millionen von Männern in den Massenheeren des 20. Jahrhunderts und der nun seit mehr als einer Dekade andauernden Forschungsdiskussion zu dieser Problematik kein geringes Manko. Mit beliebigen Teilen der aus ungebrochenem imperialem Stolz heraus geschriebenen und im Londoner *Imperial War Museum* archivierten Manuskripte britischer Offiziere, welche die Autorin vor allem herangezogen hat, lässt sich wohl beinahe jede These ‚verifizieren‘. Weitaus gravierender als die genannten Mängel der Darstellung erscheint jedoch – gerade angesichts der problematischen Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte eines tief in die symbolische Ordnung des Militärs und die jeweilige Nationalkultur eingebundenen Themas – der völlige Verzicht auf jede methodische Konzeptualisierung. Dieses in Hinblick auf mögliche Differenzierungen völlig unbekümmerte Vorgehen prägte bereits die 1996 erschienene Darstellung der Autorin über die Ängste der Soldaten des Ersten Weltkrieges vor einer Desintegration ihrer Persönlichkeit.¹ Gerade die potentielle Relevanz geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen für die Erklärung der Freude am Töten wird an keiner Stelle diskutiert. Dabei böte die bisherige Forschungsdiskussion genügend Anhaltspunkte, die männerbündische Gruppenkultur des Militärs und die verschiedenen männlichen Selbstbilder der Soldaten als mögliche Faktoren für die Enthemmung der soldatischen Gewaltbereitschaft in Betracht zu ziehen. Die vorliegende Studie ist somit ein sehr plakatives und vordergründiges Werk über ein Thema, das den Willen zur Differenzierung und Konzeptualisierung wie wenige andere erfordert.

Benjamin Ziemann, Bochum

Margaret H. McFadden, **Golden Cables of Sympathy. The Transatlantic Sources of Nineteenth-Century Feminism**. Lexington: The University Press of Kentucky 1999, 270 S., \$ 29,95, ISBN 0-8131-2117-5.

Margaret H. McFadden, Professorin für interdisziplinäre Studien an der *Appalachian State University* in Boone, North Carolina, hat mit dieser Beschreibung des transatlantischen Netzwerks von Frauen im 19. Jahrhundert die Ergebnisse ihrer beeindruckenden Forschungsarbeiten vorgelegt. Konkret behandelt sie den Zeitraum ab dem Beginn des Aufschwungs einer solchen Kontaktschiene in den 1820er Jahren bis zur

1 Vgl. Joanna Bourke, *Dismembering the Male: Men's Bodies, Britain and the Great War*, London 1996.

Gründung der ersten internationalen Frauenorganisation – des *International Council of Women* – im Jahr 1888. Die dafür geleisteten Recherchearbeiten führten sie in Archive in den USA, England, Irland, den Niederlanden, Frankreich, Deutschland, Finnland, Schweden und Australien. Der Titel des Buches, „Golden Cables of Sympathy“, ist einer von der Finnin Alli Trygg-Helenius 1888 auf der ersten Versammlung des Internationalen Frauenbundes gehaltenen Rede entnommen. Diese erinnerte damit an die revolutionierenden Auswirkungen der Verlegung von Telegrafenkabel auf die internationale Kommunikation – das erste verlässliche transatlantische Kabel ermöglichte ab 1866 den schnelleren Austausch von Informationen. Die zentrale Metapher des Buches ist für McFadden aber die „Matrix“, die sie – ausgehend von den vielfältigen Bedeutungen des Begriffs – vor allem als „Netzwerk“ sieht beziehungsweise als ein Netz mit Verbindungslinien und Knotenpunkten, die das Anwachsen und die Entwicklungsmöglichkeiten für die transatlantischen Beziehungen von Frauen andeuten sollen.

Die in dieser Form entstandenen Freundschaften und Kontakte gebildeter Frauen aus der Mittel- und Oberschicht bildeten die Basis für die späteren internationalen Organisationen der Frauenbewegung und sind nach McFadden aus diesem Grund für die Geschichte des Feminismus von Interesse.¹ Der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt auf der Vernetzung von Frauen aus den USA und Großbritannien, aber auch Kontakte zu Frankreich, Schweden und Finnland werden einbezogen. Als Einstieg in das Thema behandelt die Autorin exemplarisch vier transatlantische Beziehungen aus drei Generationen, wobei die Weltkonferenz gegen Sklaverei, die 1840 in London stattfand, eine wesentliche Zäsur darstellte. Die Tatsache, dass es Frauen nicht erlaubt wurde, als offizielle Delegierte daran teilzunehmen, rief Proteste hervor, welche die Verbindungen zwischen Frauen über den Atlantik hinweg stärkten. McFadden hebt in diesem Zusammenhang die Amerikanerin Lucretia Mott hervor, die durch die zahlreichen bei dieser Gelegenheit geknüpften Kontakte zur Vermittlerin (*broker*) und Weberin (*webster* im Sinne Mary Dalys) eines „protofeministischen Netzwerks“ wurde (23). In den beiden nächsten Frauengenerationen fungierten die Hochzeitsreise der Engländerin Barbara Leigh Smith Bodichon im Jahr 1857 in die USA und die transatlantischen Bezüge von Ernestine Rose, einer Anhängerin des Sozialreformers Robert Owen, als Knotenpunkte eines Netzwerkes und dann auch die Kontakte zwischen der englischen Quäkerin Sophia Sturge und der Finnin Aleksandra Gripenberg.

Sechs Bereiche internationaler Verbindungen stehen im Weiteren im Mittelpunkt der Untersuchung: Im ersten geht es um die Folgen der Umwälzungen des Kommunikations- und Reisewesens im 19. Jahrhundert für Frauen, im zweiten um religiöse Kontakte von Katholikinnen (wie Cornelia Connelly) und protestantischen Evangelikalen (der methodistischen Missionarin und ehemaligen Sklavin Amanda Berry Smith, der Mitbegründerin der Heilsarmee Catherine Booth, der Methodistenpredigerin Phoebe Palmer und der Quäkerin Hannah Whitall Smith) sowie um die für die Entwicklung

1 Die Geschichte der internationalen Frauenorganisationen wurde bisher aufgearbeitet von Mineke Bosch u. Annemarie Kloosterman Hg., *Politics and Friendship. Letters from the International Woman Suffrage Alliance, 1902–1942*, Columbus, Ohio 1990; Leila J. Rupp, *Worlds of Women. The Making of an International Women's Movement*, Princeton, N.J. 1997.

der Frauenbewegung positiven Implikationen ihres Antifeminismus. Der dritte Bereich ist literarischen Berühmtheiten wie Harriet Beecher Stowe und George Sand als unbeabsichtigte Alliierte – *unwitting allies* – weiblicher Internationalität gewidmet, der vierte politisierten Emigrantenkreisen, bestehend aus Flüchtlingen der Revolutionen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus Frankreich, Italien, Österreich, Deutschland und Russland: Dazu zählen Mathilde Franziska Anneke, Lajos Kossuth und Theresa Pulszky oder Vojta Fingerhut-Náprstek, der in Prag 1865 den Amerikanischen Damenklub – *Americky klub* – gründen sollte, und Cristina Belgiojoso, Jessie White Mario, Natalie Herzen. Als fünften Bereich thematisiert die Autorin schließlich Repräsentantinnen diverser Reformbewegungen: Lydia Maria Child und Sarah Remond traten für die Aufhebung der Sklaverei ein, Frances Willard gegen Alkoholkonsum, Josephine Butler gegen die staatliche Reglementierung der Prostitution und Marie Goegg sowie Bertha von Suttner für den Frieden. Auch utopische Gemeinschaftsbewegungen um Robert Owen, St. Simon oder Charles Fourier, die von Zoé Gatti de Gamond, Flora Tristan, Frances Wright und Ernestine Rose mitgetragen wurden, finden Berücksichtigung. Im Anschluss daran gibt McFadden in einem sechsten Bereich einige Beispiele für besonders international orientierte Frauen: Dies sind zum einen Anna Doyle Wheeler, Mitautorin des gemeinsam mit William Thompson 1825 veröffentlichten „Appeal of One Half the Human Race, Women, Against the Pretensions of the Other Half, Men“, und die führende amerikanische Feministin Elizabeth Cady Stanton als individualistisch orientierte Feministinnen, die Gleichberechtigung forderten; zum anderen die Schwedin Fredrika Bremer und die Engländerin Frances Power Cobbe als – nach der Definition von Karen Offen – relational orientierte Feministinnen. Allen gemeinsam war, dass sie sich als Verbindungspole sahen und in den Frauenbewegungen als Mentorinnen Anerkennung fanden. Mit der Darstellung der Beziehungslinien zu Finnland, die über Aleksandra Gripenberg und die bereits erwähnte Gründung des Internationalen Frauenbundes/*International Council of Women* liefen, schließt diese Geschichte der informellen Kontakte.

Das Grundproblem dieses Buches spiegelt sich zuletzt im Anhang wider, der sich mit der Relevanz der Studie für die soziale Netzwerkanalyse ebenso auseinandersetzt wie ein buntes Potpourri weiblicher Reisender – Abenteurerinnen und Invalidinnen, Gouvernanten, transatlantische Unternehmerinnen und Künstlerinnen – präsentiert. Die im Titel versprochene Fokussierung des Themas auf die transatlantischen Kontakte als wichtige Quelle für den Feminismus des 19. Jahrhunderts verschwimmt durch eine Fülle biografischer Details über international korrespondierende oder reisende Frauen. McFadden spricht dieses methodische Problem auch selbst an (131f): Ihr Ziel sei es, die Vielfalt und weite Verbreitung internationaler Erfahrungen und Beziehungen von Frauen als präorganisatorische Matrix aufzuzeigen. Es sei künftigen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen überlassen, ihre These, dass solche Kontakte, Korrespondenzen und Freundschaften für die Internationalität der Frauenbewegungen wichtig waren, zu vervollkommen oder anzuzweifeln.² Auch bei einer Beschränkung auf die Beschreibung der

2 Inzwischen liegt eine weitere Studie über frühe internationale Beziehungen von Feministinnen in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten vor: Bonnie S. Anderson, *Joyous Greetings. The First International Women's Movement, 1830–1860*, New York 2000.

Vielfalt an Kontakten wäre jedoch ein klares Konzept für die Quellenerschließung und -interpretation wichtig gewesen. Das bloße Aufzählen von Beziehungen und Reisen vermittelt uns nichts Wertvolles und Aussagekräftiges über den eigentlichen Transfer von Ideen. Die Autorin setzt konkrete gegenseitige Einflüsse einfach voraus, ohne ihnen nachzugehen. So deutet sie zum Beispiel an, dass die russischen Medizinstudentinnen in der Schweiz schon durch ihren Aufenthalt im Ausland zu einem Ideentransfer beigetragen hätten. Oder sie stellt eine Kontaktlinie über Generationen hinweg zwischen Lucretia Mott und Alexandra Gripenberg via Marion Kirkland (Mrs. Hugo) Reid her, und zwar auf Basis eines „vermutlichen“ Zusammentreffens (20). Was Frauen über ihre internationalen Kontakte dachten und schrieben, worüber sie debattierten, erfahren wir selten. Mehr Bezüge auf Quellen in der Art jenes Briefes der inhaftierten Französinen Jeanne Deroin und Pauline Roland an die Frauenrechtsversammlung in Worcester, Massachusetts von 1851, in dem William Thompson und Anna Doyle Wheeler, der Marquis de Condorcet und Mary Wollstonecraft Erwähnung finden (90), wären wichtig gewesen, um die ganze Bandbreite transnationaler geistiger Einflüsse und Kontakte aufzuzeigen.

Beeindruckend und nützlich bleibt die Fülle biografischer Informationen mit vielfach wenig bekannten Details dennoch. So stellte sich heraus, dass die Suffragette Lady Constance Lytton die Urenkelin der Anna Doyle Wheeler war. Historikerinnen der österreichischen Frauenbewegungen wird die Erwähnung einer Baroness Marie von Bruiningk, die 1848 aus Wien nach London emigrierte (87), und der Hinweis auf „Captain A. D. Korn“ (88) – gemeint ist Arthur Korn, ein Mitherausgeber der *Allgemeinen Frauen-Zeitung* in den Jahren 1886/1887 und 1892/1893 – interessieren. Zudem gibt es interessante Verweise auf besondere Quellen wie das Tagebuch von Lucretia Mott, und nicht zuletzt bleibt anzumerken, dass McFadden durch das Auffinden des Totenscheins beweisen konnte, dass Anna Wheeler tatsächlich 1848 verstorben ist.

Birgitta Bader-Zaar, Wien

Miriam Gebhardt, Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932 (= Studien zur Geschichte des Alltags 16). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1999, 229 S., öS 642,00/DM 88,00/sFR 88,00, ISBN 3-315-07560-7.

Ausgehend von Walter Benjamins Vergleich des Erinnerungsvorgangs mit dem Bild eines grabendes Mannes entwickelt Miriam Gebhardt ihre anregende Studie über das Familiengedächtnis im deutsch-jüdischen Bürgertum um die Jahrhundertwende. Ähnlich wie der Grabende seine Schaufel nur dort ansetzen kann, wo er gerade steht, erfolgt das Erinnern immer vom gegenwärtigen Standpunkt aus und bedeutet daher nicht einfach das Zugreifen auf ein penibel geordnetes Archiv, sondern stellt einen kreativen und konstruktiven Akt dar. In der Auseinandersetzung mit der in den letzten Jahrzehnten blühenden Forschung über Formen und Strukturen von Erinnerung entwickelt die Autorin einen eigenständigen, „erinnerungskritischen“ Ansatz entlang der Leitlinien des Arbeitens mit autobiografischem Material: Dazu gehört die Einbeziehung der Schreibmotive und Legitimationsbedürfnisse im Kontext eines allgemeinen gesell-